

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 33

Artikel: Sieben kehren heim [Fortsetzung]
Autor: Renaud, Jeanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648590>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD



15. Fortsetzung

So rückte schliesslich der erste Tag der Ausstellung heran. Für Ullmann bedeutete es immer wieder einen seltsamen Reiz, sich zwischen die Besucher zu mischen, um die Wirkung seiner Bilder auf die Betrachter zu studieren. Er vermochte leicht festzustellen, dass Sybils Bild, für das er einen günstigen Platz gewählt hatte, Aufsehen erregte.

Es war auch keineswegs so, dass etwa nur Männer für dieses Bild Interesse zeigten, sondern junge Mädchen, wie Frauen jeden Alters schienen gleichermassen begeistert. Der Maler war sich bewusst, dass diese Tatsache durchaus nicht allein auf die Qualität seiner künstlerischen Arbeit zurückzuführen war, sondern dass Sybils zarte, fremdländische Schönheit an dem Erfolg seines Bildes einen grossen Anteil besass.

Indem er sich in einiger Entfernung hielt, gelang es ihm, einige Herren von der Jury zu beobachten, die ebenfalls Sybils Bild mit augenscheinlichem Wohlgefallen betrachteten. Während er so dastand, legte sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm und ein ihm wohlbekanntes Parfüm drang in seine Nase. Vor ihm stand Frau Alice, begleitet von Henri.

Sie behandelte ihn ziemlich kühl und von oben herab, und er erfuhr sogleich, was sie hierzu veranlasste.

«Sie haben mir zugesagt, dass mein Bild das einzige Frauenportrait sein sollte, das Sie ausstellen», funkelte sie ihn an. «Ich hatte nicht gedacht, dass Sie an dem Verkauf eines Bildes so wenig Interesse haben würden. Ich will Ihnen nur wünschen», sie deutete auf Sybils Bild, «dass Sie mit dem Portrait der Frau Gérard, deren Mann unter so seltsamen Umständen starb, mehr Glück haben werden! Kommen Sie, Henri!»

Damit wendete sie sich dem Ausgang zu, und es blieb lediglich ein starker Duft von Heliotrop von ihr zurück. Ullmann hätte sie wegen der hässlichen und anzüglichen Bemerkung schlagen mögen, die sie über Sybil hatte fallen lassen, wenn er sich auch darüber klar war, dass man Aeusserungen von in ihrer Eitelkeit gekränkten Frauen nicht allzu ernst nehmen sollte.

Er blieb aber nicht nur zornig, sondern auch äusserst niedergeschlagen zurück, denn mit dem Verkauf dieses Bildes hatte er fest gerechnet. Seine Finanzlage war prekär, und es widerstrebte ihm, bei behördlichen Stellen zu betteln. Hierzu kam, dass Frau Brunner dank ihrer Beziehungen sehr wohl in der Lage war, ihm zu schaden, wenn sie dies beabsichtigte.

Ob Alice allerdings charakterlich zu einer solchen Gemeinheit fähig sei, konnte er kaum beurteilen. Jedenfalls war ihm die Freude dieses Tages gründlich getrübt. So

viel hatte Frau Brunner auf jeden Fall erreicht und damit bereits ihre Rache genommen.

Der Maler empfand auf einmal eine starke Sehnsucht nach Sybil. Er hatte das Bedürfnis, ihre warme Stimme zu hören, in ihr klares Gesicht zu blicken, ihre ganze wohlthuende Nähe zu fühlen. Er kam sich, was bei ihm eine Seltenheit bedeutete, einsam und verlassen vor. Ja, eigentlich zum erstenmal in seinem Leben hatte er den Wunsch, die tröstenden Arme einer Frau zu spüren. Diese Erkenntnis bestürzte und entzückte ihn zugleich.

Der Ausstellungssaal begann sich zu leeren. In einer knappen Stunde würde man das Gebäude schliessen. Ullmann trat vor Sybils Bild. Geheimnisvoll lächelnd blickte sie ihn an. In Gedanken versunken verharrete er auf seinem Platz, er hatte Frau Alice und ihr Portrait vergessen.

Eine leichte Berührung schreckte ihn auf. Sybil stand vor ihm. Sie lachte.

«Der Maler vor seinem Werk! Gefällt sie Ihnen?»

Sie zeigte auf ihr Ebenbild. Ullmann wurde einer Antwort enthoben, denn hinter Sybil tauchte Herr Oscar Brunners rundliche Gestalt auf. Das Erscheinen von Brunner, für den Ullmann sonst besondere Sympathie empfand, kam ihm in diesem Augenblick denkbar ungelegen. Er wäre so gern mit Sybil allein geblieben!

Brunner begrüßte herzlich den Maler und zwinkerte ihm vergnügt zu. Dann betrachtete er aufmerksam Sybils Bildnis.

«Ich verstehe zwar nichts von Malerei, wie ich Ihnen bereits sagte», liess er sich nach einer Weile vernehmen, «aber dass dies hier ein bezauberndes Bild ist, das verstehe ich doch!»

Ullmann strahlte, wusste er doch ein solches Lob aus dem Munde des trockenen Herrn Brunner zu schätzen.

«Uebrigens», fuhr Brunner fort, «was ich sagen wollte, meine Frau telephonierte mir vorhin, dass Sie ein ausgezeichnetes Bild von ihr gemalt und ausgestellt hätten und dass ich es mir ansehen möchte. Wo hängt es?»

Der Maler erstarrte. Sein Gesichtsausdruck war in diesem Augenblick keineswegs als intelligent zu bezeichnen.

«Aber ich dachte — Ihre Gattin hätte — das Bild gefiele ihr nicht?» brachte er einigermaßen stotternd heraus. Brunner kicherte vergnügt. Er zwinkerte Ullmann vielsagend zu und sah zu Sybil hinüber, die in die Betrachtung einiger Bilder vertieft war.

«Aber das ist Unsinn», sagte er dann laut, «es gefällt ihr doch ausgezeichnet, sie hat vor kurzem mindestens während einer

Stunde mit mir über das Bild gesprochen. Deshalb bin ich ja hergekommen!»

Damit nahm er den völlig verdutzten Ullmann am Arm, um sich zu dem Bild seiner Frau führen zu lassen.

«Oh, dieser Prachtsmensch», dachte Ullmann, «der seine Geistesgegenwart zurückgewann, <dieser Prachtskerl, schade, dass unter Männern Umarmungen nicht allgemein üblich sind!»

Herr Brunner betrachtete auch Alices Bild eingehend. Er trat nahe heran, dann etwas zurück und benahm sich ganz so, wie sich Kunstkenner zu benehmen pflegen. Ullmann begann an seiner Behauptung, er verstehe nichts von Bildern, ernstlich zu zweifeln und befürchtete bereits, seine Arbeit könne vielleicht vor den kritischen Blicken des alten Herrn nicht bestehen.

«Gut, gut», äusserte dieser sich jedoch endlich. «Ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet. Ich möchte es gern kaufen, was soll es kosten?»

Nun war es die freudige Ueberraschung, die Ullmann die Sprache raubte.

«Nun?» fragte Brunner lächelnd, während auch Sybil, die näher getreten war, den Maler erwartungsvoll ansah.

«Zweitausendfünfhundert!» sagte Ullmann endlich.

«Hm, hm», machte Brunner. «Sagen wir zweitausend, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen! Hier», er reichte Sybil seine Karte, «Frau Gérard, schreiben Sie möglichst leserlich <Verkauft> auf diesen Karton und stecken Sie ihn an den Rahmen. Das ist eine gute Propaganda für den Künstler. Und nun», fügte er hinzu und trocknete sich die Stirn, «wenn die beiden jungen Leute mit einem alten Manne wie mir vorliebnehmen wollen, dann würde ich gern mit ihnen im Zunfthaus Safran zu Abend essen. Ich verspüre entsetzlichen Durst.» Ullmann ging wie im Traum neben Brunner und Sybil einher. Er war viel zu glücklich, um sprechen zu können.

Gegen zehn Uhr begaben sich Sybil und Ullmann auf den Heimweg, nachdem Herr Brunner freundlich winkend mit einem Taxi davongefahren war.

Ohne zu sprechen, schritten sie über die Brücke und blieben an ihrem Ende stehen, um in stillem Einverständnis über das Wasser zu blicken, in dem sich die Lichter in allen Farben spiegelten. Der Abendnebel, der vom Wasserspiegel emporstieg, zauberte einen geheimnisvollen Schleier um die Laternen. Es sah aus, als schwebten sie wie leuchtende Lampions in der Luft. Ullmann, der Sybil leicht untergefasst hatte, drückte ihren Arm.

«Wie schön ist die Welt!» sagte er und dieser einfache Satz schien ihnen so gut ihre Empfindungen wiederzugeben, als habe Ullmann ein wunderschönes Gedicht verfasst.

«Ich mag noch nicht nach Hause», sagte er, «der Abend ist zu herrlich. Gehen wir noch ein wenig spazieren.»

Sybil nickte, und sie schlugen den Weg zum See ein.

Als Ullmann Sybil später zu ihrem Tram brachte, mit dem sie nach Wollishofen fahren musste, hatten sie kein weiteres Wort miteinander gesprochen und waren sich doch näher gewesen als jemals. —

Als Sybil sich an diesem Abend niedergelegt hatte, dachte sie an Ullmann.

«O du — Lieber —» sagte sie in Gedanken zu ihm. «Ich wollte es nicht glauben, aber jetzt weiss ich es ganz genau, dass ich dich liebe. Ich weiss, dass ich bisher noch niemand wirklich liebte, verstehst du das? Ich bin so glücklich, dass ich mich schäme und fürchte, es könnte ein Unrecht sein, so viel Glück zu empfinden.»

Ullmann stand an seinem Atelierfenster, blickte auf den nachtdunklen Himmel und liess seine Antwort zu Sybil wandern:

«Sybil. Liebe, du sprachst kein Wort, seit wir von Herrn Brunner fortgingen. Trotzdem empfang ich heute zum erstenmal die Gewissheit, dass du mich liebst. Oh, Sybil, was gäbe es, was ich nicht für dich tun könnte?»

Er spürte ihre Antwort: «Du musst noch Geduld haben, Lieber, auch vertrauen sollst du und mir Zeit lassen.»

«Ich warte, Sybil, ich warte. Ich werde nicht eher sprechen, ehe ich nicht in deinen Augen lese, dass ich sprechen soll. Verzeih mir, dass ich ungeduldig, unsicher, verzweifelt war. Ich werde alles tausendfach wieder gutmachen.»

«Auch ich habe so viel wieder gut zu machen. So viel. Gute Nacht, Liebest.»

«Gute Nacht, Liebe, Liebe, Liebe.»

Als Ullmann vom Fenster zurücktrat, schüttelte er den Kopf über sich selbst. Er kam sich wie ein Achtzehnjähriger vor, der zum erstenmal verliebt ist. Die Feststellung hinderte ihn aber keineswegs daran, ganz unsinnig glücklich zu sein.

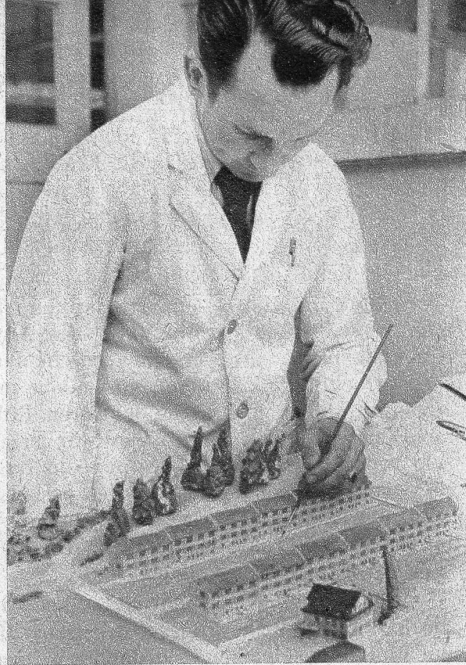
16. Kapitel

Mit Vater Schnewlins Füssen war es trotz aller Mühe, die er sich gab, die ärztlichen Vorschriften zu befolgen, nicht besser geworden.

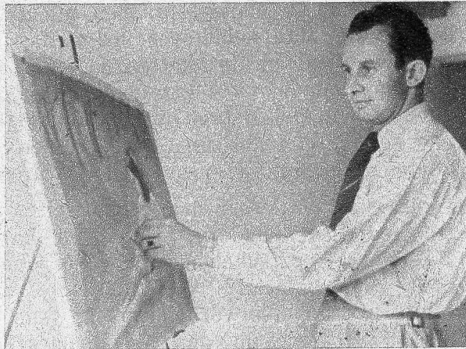
«Sie dürfen nicht so viel stehen und für eine gewisse Zeit nichts Schweres tragen», sagte ihm schliesslich der Arzt. «Sie werden sonst bereits in kurzer Zeit arbeitsunfähig werden.»

Tagelang vermied es Schnewlin, mit dieser Nachricht zu seinem Arbeitgeber zu gehen. Er scheute sich davor, den cholischen kleinen Herrn zu verärgern. Sie hatten damals ein Jahr als Probe abgemacht, nach dessen Abschluss Schnewlin Lagerverwalter werden sollte. Dann würde er die Teppichrollen nicht mehr selbst zu tragen brauchen, und würde zumindest die Hälfte seiner Arbeitszeit sitzend verbringen können, da er auch die Führung der Lagerbücher zu erledigen haben würde.

Endlich blieb ihm doch nichts anderes



Die schwierigsten Modellbauten, die viel exakte Kleinarbeit verlangen, meistert er mit grosser Geschicklichkeit



In seinen Mussestunden gibt sich der vielseitig begabte Invalide gerne der Malerei hin, um seinem künstlerischen Empfinden in Farben Ausdruck zu verleihen

Ein tragischer Unfall wollte es, dass der heute 33-jährige Aargauer Hans Köppli als 7-jähriger Bub unter einen beladenen Rollwagen geriet und dabei seinen rechten Arm einbüssen musste. Wie sich jeder selbst ausdenken kann, war das ein schwerer Schlag für das junge Leben und nicht weniger für seine Angehörigen. Doch der tapfere Bursche liess den Lebensmut nicht sinken und fasste mit vorbildlicher Energie den Entschluss, sich nicht um seine uneingeschränkte Lebensfreude bringen zu lassen. So wurde aus dem ehemaligen Rechtshänder nicht nur ein Linkshänder, sondern Hans Köppli entwickelte durch seinen optimistischen Willen Fähigkeiten, die ihn den zweiten Arm nicht mehr vermessen lassen, so dass er jedem normalen Menschen in nichts nachsteht. Im Gegenteil — er entfaltet eine Handfertigkeit, um den ihn mancher beneiden könnte. Hat er doch einen Beruf ergriffen, der besondere Geschicklichkeit erfordert. Seit 10 Jahren ist er nämlich als Maschinen- und Reklamezeichner in den Schweiz, Draht- und Gummiwerken in Altdorf tätig, wo er nebenbei Erstaunliches als minutiöser Modellbauer vollbringt. So ist es nicht verwunderlich, dass es für ihn praktisch überhaupt kein Hindernis mehr gibt und er sich nicht scheut, an der Bandsäge und Schleifmaschine zu hantieren, wenn es gilt, seine geliebten Modelle anzufertigen. Als eifriger Bastler machte er sich sogar selbst daran, seinen künstlichen Arm samt Ellbogengelenk zu fabrizieren, wobei es ihm gelungen ist, die gekaufte Prothese zu vervollkommen. So meistert er, ohne dem Schicksal weiter zu zürnen, seine Invaldität und könnte vielen Menschen, die den Mut oft wegen Kleinigkeiten sinken lassen als aufmunterndes Vorbild voll Energie und Lebensoptimismus dienen.

Ein Invalider bezwingt sein Schicksal



Selbst die Krawatte bindet Hans Köppli mit einer Hand und vielleicht sogar besser als mancher mit zwei Händen. Probieren Sie einmal, dieses Kunststück einhändig zu vollbringen!

Er braucht auf keine Lebensfreuden zu verzichten und fährt vor allem gerne Velo. Die Prothese des rechten Armes lässt den flüchtigen Beobachter die Invaldität kaum erkennen

übrig, als sich bei seinem Chef melden zu lassen. Der Teppichhändler war mit Schnewlins Arbeit, aus den bereits erwähnten Gründen, die das Verhältnis seiner Arbeitskraft zu der Höhe des Lohnes betrafen, ausserordentlich zufrieden. Daher empfing er seinen Lageristen leutselig und freundlich. Schnewlin bekam Mut. Er zeigte das Zeugnis des Arztes, das ihm in klaren Worten das Tragen der Teppiche sowie das fortwährende Stehen während seiner Tätigkeit verbot.

Der Chef runzelte die Stirn, Schnewlin bemerkte, dass sein Gesicht sich rötete.

«Ja», machte er gedehnt. «Das geht natürlich auf keinen Fall. Bei unserer Abmachung muss es bleiben. Das Jahr ist erst im März um, bis dahin kann ich keinerlei Aenderung in meinem Betrieb vornehmen.»

Der Teppichhändler überlegte, dass, wenn er Schnewlin wirklich das Lager gäbe, er einen weiteren Lageristen anstellen müsste, dem er mindestens 30 Franken mehr zu zahlen haben würde, als Schnewlin. Dann würde er auch Schnewlin, der über dem Lageristenstände, mehr geben müssen, als bisher. Zu Mehraufwendungen war er aber keinesfalls bereit.

Die hergelaufenen Hungerleider sollten erst einmal richtig arbeiten lernen! Draussen waren alle überspannt und verwöhnt geworden. Die Heimat verlangte harte Arbeit.

«Aber dies ist ein ärztliches Zeugnis», liess sich Schnewlin wieder vernehmen. «Ich kann doch nicht meine Gesundheit ganz ruinieren.»

«Gesundheit», schnaubte jetzt sein Chef wütend. «Faulheit sollten Sie sagen! Bei uns», er betonte dieses «uns», «wird eben ganz anders gearbeitet. Das ist nichts für verwöhnte Abenteurer, wie? Wir sind eben misstrauisch allem Fremden gegenüber, verstehen Sie? Mit vollem Recht! Bei uns müsst Ihr erst beweisen, dass Ihr des Vertrauens würdig seid, das man Euch entgegenbringt, Ihr Papierschwyzler!»

Das war auch Schnewlin zu viel! Er trat einen Schritt vor und sagte betont, aber ruhig:

«Dann gebe ich meine Stellung mit dem heutigen Tage auf!»

Damit wandte er sich zur Tür, um zu gehen. Der Teppichhändler hatte diese Haltung Schnewlins weder beabsichtigt, noch vorausgesehen.

«Bleiben Sie», sagte er noch immer wütend und rot im Gesicht. Er dachte wiederum, dass ihn der Weggang Schnewlins mehr kosten würde als eine Umgruppierung. Ueberdies war dieser «Papierschwyzler» tatsächlich ein Mensch, auf den man sich verlassen konnte, wie auf sich selbst.

«Hören Sie», lenkte er ein, «wenn Sie keine Gehaltserhöhung verlangen, bevor das vereinbarte Jahr herum ist, können Sie das Lager haben. Ich werde auf Ende der Woche einen jungen Lageristen anstellen. Und nun gehen Sie an Ihre Arbeit!»

Er war noch immer zornig und blickte Schnewlin nicht an. Vielleicht schämte er sich auch? Schnewlin überlegte. Er brauchte das Geld, wenn er auch wusste, dass es ein Hundelohn war, für den er arbeiten sollte. Nun, im März würde man weitersehen.

«Gut», sagte er also und ging an seine Arbeit zurück.

Heute fand Schnewlin nicht so schnell wie sonst den Weg nach Hause. Er stieg zwei Tramhaltestellen vor seiner Endstation aus, um ein Stück zu Fuss zu gehen.

«Spazierengehen an der frischen Luft schadet nichts», hatte ihm der Arzt gesagt.

Schnewlin wollte seine Gedanken sammeln, ehe er seiner Frau unter die Augen trat. Eigentlich hatte er einen bescheidenen Sieg erfochten. Er brauchte nun nicht mehr soviel zu stehen und keine schweren Rollen mehr zu schleppen. Trotzdem war er sich sehr wohl bewusst, dass es nur ein halber Sieg war. Der geringe Lohn, den er bekam, würde in Zukunft noch weniger als bisher im richtigen Verhältnis zu seiner Arbeit und seiner Verantwortung stehen.

Aber was ihn noch bedrückte, das waren die hässlichen Bemerkungen des Chefs über ihn und seinesgleichen. So dachte man also in weiten Kreisen über die Heimgekehrten! Man sah sie nicht als vollwertig an, weil sie nicht zu Hause geblieben waren, weil viele von ihnen die Landessprachen nicht beherrschten. Man neidete es ihnen, dass sie sich draussen bewährt hatten, ja, es in den meisten Fällen weiter gebracht hatten, als ihnen das in der Heimat überhaupt möglich gewesen wäre. Dabei übersah man aber vollkommen, warum sie ausgewandert waren.

Dass ihr Verlassen der Heimat selten aus Abenteuerlust, sondern aus einem harten Muss heraus geschehen war, wer dachte heute schon daran? Wer überlegte, dass zehn Prozent aller Schweizer im Ausland leben *mussten*, um den Arbeitsmarkt der Heimat zu entlasten, um den Lebensstandard zu halten und — um sich draussen nützlich im Dienste der Heimat zu betätigen?

Schnewlin seufzte, als er vor seinem Hause anlangte.

Durch den Gang in der frischen Luft war ihm doch etwas leichter zu Mute geworden. Er freute sich auf das warme, mütterliche Wesen seiner Frau, auf die geblühte Kaffeekanne, auf sein Fussbad und auf die Pantoffeln. Er lachte sogar ein bisschen, als er die Treppen hinaufstieg, weil er plötzlich selbst bemerkte, dass er alt wurde.

Ja, ja, nun wurde er ja auch bald Grossvater! Seine Frau wartete schon täglich auf den Köbi, der sie holen wollte, wenn es so weit war. In einer grossen Tasche, die Tag und Nacht bereitstand, hatte sie alles verstaut, was sie brauchen würde, sogar ein Glas Eingemachtes und die sämtliche Babykleidung. Täglich nahm sie aus der Tasche etwas heraus und legte etwas anderes hinein. Immer glaubte sie, noch etwas vergessen zu haben. Ach, ja, seine Luise war schon eine Frau, auf die man stolz sein konnte!

Schnewlin war wieder beinahe beruhigt, als er die Tür ihres gemeinsamen Zimmers öffnete. Er blieb einen Augenblick bestürzt stehen, denn das Zimmer war leer. Jetzt erinnerte er sich, von draussen das Surren der Maschine nicht gehört zu haben. Noch nie war es vorgekommen, dass Luise nicht zu Hause gewesen war, wenn er von der Arbeit kam!

Plötzlich begann sein Herz zu klopfen, irgend etwas musste geschehen sein! Dann entdeckte er den Zettel auf dem Tisch.

«Bin bei den Kindern, komm' nach!» stand darauf.

Männer begreifen meist langsamer als Frauen, aber nun begriff Schnewlin doch, was sich ereignet hatte. Auch die Tasche war fort. Aber auf der Maschine lag ein Bündel mit Windeln, das durch das immerwährende Aus- und Wiedereinpacken liegen geblieben war.

«Natürlich», brummte Vater Schnewlin, «diese Frauen, immer müssen sie etwas vergessen.»

Er steckte die Windeln in die Tasche seiner Arbeitsjacke, dann hängte er diese über einen Stuhl und holte seine Sonntagsjacke aus dem Schrank. Er fuhr schneller hinein als er es in seiner Jugend getan, wenn er mit einem hübschen Mädchen auf die «Reeperbahn» hatte gehen wollen und dann wie der Blitz zur Tür hinaus.

Das Bündel mit den Windeln ragte verlassens aus der Tasche seiner Arbeitsjacke.

Mutter Schnewlin hatte am frühen Nachmittag wie immer an der Maschine gesessen, als der Köbi ins Zimmer gestürzt kam. Er atmete schwer, weil er gelaufen war und stiess hervor:

«Komm mit, Mutter.»

Frau Schnewlin holte mit zitternden Fingern Mantel und Kopftuch, sie war viel zu aufgeregt, um an einen Hut zu denken. Dann schrieb sie den Zettel und griff nach der Tasche. Jetzt erst bemerkte sie, dass der Köbi ganz blass aussah. Er lehnte seinen Kopf gegen die Schulter der Mutter und musste sich dazu bücken, so gross war er.

«Ach, Mutter», stöhnte er nur.

«Lass man, min Djung», Frau Schnewlin verfiel in ihren heimatlichen Dialekt, «musst man immer denken, das müssen wir alle durchmachen. Js' man halb so schlimm, nöch?»

Der Köbi fühlte sich durch die mütterlichen Worte getröstet, trottete aber trotzdem neben ihr einher, wie ein Kalb, das zur Schlachtbank geführt werden soll.

Ganz ausser Atem langten sie bei der Trudi an und in dem Augenblick, da Frau Schnewlin die Schwelle überschritt, hatte sie vergessen, wie unfreundlich sie hier einmal empfangen worden war. Die Hebamme kam ihnen entgegen und behauptete, alles sei in bester Ordnung, es habe erst eben begonnen!

Köbi musste in der Küche warten, während die Frauen bei Trudi geschäftig ein und aus gingen. Jedesmal, wenn eine von ihnen die Küche betrat, um irgend etwas zu holen, blickte er sie fragend an, um nichts als ein vielsagendes Lächeln oder höchstens ein hastig hingeworfenes Wort des Trostes zu empfangen.

Endlich traf der Vater ein, allerdings nur, um zum Köbi in die Küche verbannt zu werden. Da sassen sie nun, Vater und Sohn, fuhren sich ab und zu durch die Haare, blickten sich an und fühlten sich unbehaglich und elend. Dabei würden sie bald Vater und Grossvater sein!

(Fortsetzung folgt)